

**Jürgen P. Rinderspacher**  
**Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften (IfES)**  
**Der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster/**  
**Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP)**

**Zukunft in der Krise?**  
**Ein zeitpolitischer Orientierungsversuch**

**Einführungsvortrag zur Jahrestagung 2012**  
**der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP)**

**„Was wird aus der Zukunft?“**

**26-28.10. 2012**

**in Berlin**

## I.

„Die Zukunft war früher auch besser“ – diese Feststellung wird Karl Valentin zugeschrieben, der sie vermutlich das erste Mal in den 1930er Jahren bei einem seiner legendären Auftritte zum Besten gab. Damit meinte er wohl, dass die schönen Zeiten vorbei seien, wo man noch davon ausgehen konnte, dass der Blick nach vorn immer auf etwa Besseres hoffen lässt – auf Besseres jedenfalls als das, was heute ist.

Wenn ich bei mir zu Hause auf die Straße trete, wird mir allerdings erst einmal das Gefühl vermittelt, die Zukunft sei doch noch, was sie mal war. Mein Bäcker zum Beispiel wirbt auf einer großen Stelltafel vor der Eingangstür damit, dass sein Handwerk keine brotlose Zukunft für Jugendliche sei, die eine Lehrstelle suchen. Ähnlich die Stadtparkasse: „Mein Studium, meine Zukunft“ – das nötige Geld dafür kann man sich dann dort leihen. Die Hamburger Hochbahn stellt ihre Arbeit auf großen Plakaten in den Kontext von Geschichte und Voraussicht mit dem Slogan „100 Jahre die Zukunft im Blick“. Die Zeitschrift „Pfleger“ prägt sogar den Begriff „Pflegerzukunft“. Da verwundert es nicht, dass in der Eingangshalle des niedersächsischen ex-Rösler-Wirtschaftsministeriums in Hannover der Besucher auf großen Lettern mit dem Slogan empfangen wird: „Hier wird Dienst nach Fortschritt gemacht!“

Kaum ein Kongress einer politischen Partei oder eines Verbandes, dessen Motto nicht euphorisch nach vorn weist. Gegenwärtig scheint Zukunft, zumindest als Begriff und Anspruch, also wieder eine große Konjunktur zu haben – doch allzu oft erscheint das wie das Pfeifen im Walde, wie ein trotziges Dennoch. Denn gleichzeitig wird man das Gefühl nicht los, dass die Perspektiven, die es früher einmal gegeben zu haben schien, nicht mehr oder nur noch in geringerem Maße existieren oder jedenfalls irgendwie ganz anders gestrickt sind, als wir es bisher gewohnt waren: Die Politik hütet sich schon lange vor verbindlichen Aussagen über die Zukunft und kann weder verlässliche Auskünfte darüber geben, was wir langfristig zu erwarten haben, noch darüber, wo es hingehen soll. Immerhin wissen wir nun wenigstens – erzwungen durch den Super-Gau eines Atomkraftwerks – wohin wir energiepolitisch *nicht* mehr wollen, jedenfalls in Deutschland. Einen Masterplan für die Fortentwicklung der Energieversorgung in Deutschland, geschweige denn in Europa, gibt es nicht, die Formel vom Einstieg in den Ausstieg, den man nun mit aller Kraft vorantreiben werde, muss genügen.

Auch unsere privaten Perspektiven scheinen irgendwie unsicherer und auch kürzer geworden zu sein. Wir trauen uns oft nicht mehr, uns etwas positiv auszumalen, zu hoffen und anzustreben, immer in der Angst, es könnte etwas dazwischen kommen. Etwas, an dem wir nicht Schuld sind, aber das unserer

Leben von heute auf morgen schlagartig verändern könnte: Job, Beziehung, Ersparnis, überhaupt Gewohntes.

Sicherheiten – einst der Humus, auf dem die Mittelschichten gedeihen und ihre stabilisierende Wirkung für die Gesellschaft entfalten konnten –, sind unsicherer geworden. Auch wer die Spießigkeiten saturierter Bundesbürger einst bekämpft hat, sehnt sich angesichts des berühmten „rasenden Stillstandes“, den Virilio konstatiert hat, nicht selten nach mehr Gewissheiten über den Gang der Dinge in der eigenen ebenso wie in der gesellschaftlichen Zukunft. Und eben nicht zuletzt nach der Gewissheit, dass doch wenigstens die Zukunft bitte bleiben möge, was sie bisher war: Projektionsfläche für all das, was *noch* nicht ist, aber doch prinzipiell möglich wäre. So etwa, wie ja schon Ernst Bloch über die Zukunft gesprochen hat.

## II.

Nach Hans Blumenberg, dem bekannten Münsteraner Philosophen, sind wir in unserem Leben alle Reisende, genauer gesagt: Schiffsreisende auf dem Weg ins Abenteuer. In seinem Buch „Schiffbruch mit Zuschauer“ zeigt er, wie die Reise über’ s weite Meer seit der Antike immer den Nimbus des Unheimlichen an sich trug – Aufbruch als das eigentlich Verbotene, oder jedenfalls als eine nur wenigen Eliten vorbehaltene Lebensform, als ständige Hinwendung zum Neuen, als Überschreitung nicht nur der geographischen Grenzen. Eben dieses Aufregende, das Riskante aber zugleich auch der Möglichkeit nach zu gewinnende Spiel ist nun, im Verlauf der Modernisierung traditionaler Gesellschaften, zum alles beherrschenden Prinzip herangereift: Die Offenheit der Zukunft entspricht dabei der Offenheit des Meeres, das Chancen zu reicher Beute und zugleich tödliche Gefahren bereithält. Aber wir wagen den Schritt auf die offene See in der Regel ja nicht in der Hoffnung auf wilde Stürme und hohen Wellengang, sondern wegen jener guten Aussichten, die uns erwarten, wenn wir die Gefahren erst einmal überwunden haben.

Wenn dem so ist, dann hat die Zukunft offensichtlich ein Problem, wenn sie ihr Versprechen auf bessere Zeiten nicht einlöst. Möglicherweise ist es das, was Karl Valentin da an ihr moniert. Doch was soll das heißen, an der Zukunft herum zu kritteln: Ist und bleibt die Zukunft naturnotwendig nicht immer das, was sie ist – nämlich die Tatsache, dass sich im Leben, wie uns unser Zeitgefühl richtig zu sagen scheint, alles „nach vorn“ hin entwickelt, auf dem gedachten und gefühlten Zeitpfeil? Und geht nicht jeden Tag – man traut sich solche Trivialität kaum auszusprechen – erneut die Sonne auf und wieder unter?

Als physikalische Grundtatsache, als die uns die Zukunft erscheint, kann sie eigentlich immer nur das Gleiche sein, doch dann wäre der Ausspruch von Karl Valentin zwar ein hübsches Bonmot, aber mehr auch nicht: Dann nämlich bleibt Zukunft Zukunft – und zwar für immer. Ich denke aber, die Sache geht tiefer. Wir stoßen rasch auf die Frage, was die Zukunft, auf die wir uns tagtäglich beziehen, eigentlich ist – tatsächlich ein Teil der natürlichen und damit unveränderlichen Grundausstattung der Welt oder aber vielleicht doch nur – was hieße hier „nur“ – ein soziales Konstrukt?

### III.

Nehmen wir einmal an, die Zukunft sei so eine Art Arbeitshypothese – das heißt, wir nehmen einmal an, es „gäbe“ sie und wir würden uns dementsprechend in unseren großen und kleinen Entscheidungen auf sie beziehen. Wenn wir in eine moderne Gesellschaft hineingeboren werden, werden wir von Kindesbeinen an dazu erzogen, unser Leben an diesem Leitstrahl der Zukunft auszurichten. Das gilt dann uneingeschränkt sowohl für Individuen – „was willst Du denn später einmal werden?“ als auch für kollektive Akteure, zum Beispiel für Institutionen wie Röslers Wirtschaftsministerium, wo, wie wir nun wissen, Dienst nach Fortschritt gemacht wird. Alle schauen zunächst einmal „nach vorn“. Solange damit unser Leben entsprechend dem allgemeinen Verständnis „erfolgreich“ bewältigt werden kann, sodass individuelles Wohlergehen – Wohlstand, Freiheit, soziale Anerkennung, Gleichstellung etc. – das Ergebnis sind, scheint sich diese Arbeitshypothese immer wieder als richtig zu erweisen.

Zweifel kommen aber auf, wenn sich herausstellt, dass infolge einer bestimmten Langzeitorientierung der Gesellschaft bzw. einzelner Akteure schwere Schäden für die Allgemeinheit und einzelne Menschen entstehen, etwa indem ganze Lebenssphären zerstört werden. So stellt die gegenwärtige Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ des Deutschen Bundestages einmal mehr fest, dass ein Fortschreiten des Industrialismus der alten Provenienz keine nachhaltige Option sei, weder für Deutschland noch im globalen Zusammenhang. Dass diese Aussage auch lauten könnte, dass das Konzept des Industrialismus nicht *zukunftsfähig* sei, hat nicht nur einen sprachlichen Bezug zum Thema Zukunft, sondern verweist auf den engen Konnex der herrschenden Wirtschaftsform und ihres ideologischen Überbaus zu unserem Umgang mit der Zeit. Es verweist auf einen Zusammenhang zu dem Konzept jener radikalen Zukunftsorientierung, die Wirtschaft und Kultur der hoch entwickelten Länder seit zweieinhalb Jahrhunderten geprägt hat. Denn erst das mit der Aufklärung verbundene Fortschritts- und

Zukunftsverständnis ermöglichte die planmäßige Erschließung oder eben auch die ungezügelte Ausbeutung der Ressourcen der Welt in dem bis dahin nie gekannten Ausmaß.

#### IV.

Solche großen Zusammenhänge tun sich unweigerlich auf, wenn man im Rahmen einer sozialwissenschaftlichen Zeittheorie nach der Gestaltbarkeit von Zukunft fragt. Diese Frage kann man auf zweierlei Weise verstehen: Man kann zum einen nach den *Inhalten* unterschiedlicher Zukünfte fragen, etwa nach der Zukunft der Arbeit, der Zukunft der Umwelt oder des Euro, aber auch: nach der eigenen beruflichen und privaten Zukunft.

Man kann die Frage nach der Zukunft aber auch so verstehen, dass Gestalt und Beschaffenheit der *Zukunft als solche* gemeint sind, also die Gestalt, die Struktur und die Logik jenes zeitlichen Orientierungssystems selbst, auf das sich Individuen und kollektive Akteure beziehen, wenn sie planend denken und handeln.

Wir wollen uns auf unserer Tagung schwerpunktmäßig mit dem zweiten Fall befassen, nämlich mit der Zukunft als solcher und ihrer Rolle in einer – zukünftigen – Gesellschaft.

Inwiefern ist dann aber Zukunft, das heißt die Zukunft als solche, etwas, das von Menschen – von Institutionen, Organisationen oder von handelnden Individuen – beeinflusst und willentlich gestaltet werden kann? Mit anderen Worten: Wie weit und in welcher Weise kann „Zukunft“ dann Gegenstand von Zeitpolitik sein?

#### V.

Dass das Konstrukt Zukunft unser Alltagsleben ebenso wie unsere langfristigen Vorhaben mehr oder weniger stark prägt, indem wir uns auf dieses beziehen, wenn wir Entscheidungen treffen, erscheint uns als Menschen, die „mitten im Leben stehen“, wie gesagt erst einmal als etwas ganz Selbstverständliches, ja völlig Natürliches. Dass eine Zukunftsorientierung zu haben jedoch viel weniger selbstverständlich ist, als man im ersten Moment annehmen möchte, zeigt ein Blick auf Menschen, die noch sehr jung oder sehr alt sind oder die aus sozialen Gründen am Rande der Gesellschaft leben. So ist das Zukunftsbewusstsein des Kleinkindes bekanntlich noch nicht ausgereift und wird sich erst im Verlauf seiner

Sozialisation entfalten. Doch kann ein ausgereiftes Zukunftsbewusstsein sich unter bestimmten Bedingungen auch wieder zurückbilden, sodass die Zukunft für die betroffenen Menschen bestenfalls noch in Form einer erweiterten Gegenwart existiert. Besonders im Zustand der Demenz wird dies deutlich – Demenzerkrankte leben ohne jede Langzeitperspektive, nach vorn gesehen ebenso wie nach hinten, das heißt in die Vergangenheit hinein. Sie können sich zwar gut an Dinge erinnern, sie aber nicht mehr wie gesunde Menschen auf einer Zeitachse lokalisieren. Doch nicht nur Krankheit, auch soziale Exklusion kann sich als Verlust der Zukunftsorientierung auswirken, wie die berühmten Arbeitslosen von Marienthal gezeigt haben. „Einstweilen wird es Abend“ sagt in der Studie von Lazarsfeld und Jahoda aus den 1930er Jahren ein Dorfbewohner, nachdem er die Hasen gefüttert hat, die nun an Stelle seines geregelten Arbeitstages im Stahlwerk die zyklischen Taktgeber für den Rhythmus seines Lebens geworden sind.

Anders als die zwangsweise Ausgegliederten, verweigern manche, vor allem Jugendliche, aber auch ganz bewusst den von der Gesellschaft geforderten strengen Zukunftsbezug, ganz privat für sich oder als Anhänger unterschiedlicher Arten von No-Future-Bewegungen. Sie wollen sich nicht in eine Welt integrieren, die aus ihrer Sicht von Destruktivität und Perspektivlosigkeit geprägt ist und daher keine weiterreichenden Zielsetzungen mehr zulässt. Oder sie bringen ihren Protest an, wo sie das Gefühl haben, dass positive Zukunftserwartungen in eine Art struktureller Zukunftsgeilheit der Erwachsenen umgeschlagen sind, durch die die Gegenwart eines schönen Lebens im Hier und Jetzt zerstört zu werden droht.

Ob nun durch Krankheit oder soziale Exklusion erzwungen oder aber als Verweigerungshaltung von Teilgruppen der Gesellschaft: Die Zukunft als leitendes Orientierungssystem der modernen Welt scheint also gar nicht so unempfindlich gegenüber den konkreten Existenzbedingungen der Menschen zu sein, wie man meinen könnte, wenn man sie für eine Art Naturgesetz hält. Wenn sie aber vorwiegend ein soziales Konstrukt ist, wie wir ja generell von der Zeit – jedenfalls im Kontext der sozialwissenschaftlichen Zeitforschung – immer gerne behaupten, dann muss sie auch von Menschen beeinflussbar sein, dann ist sie tatsächlich gestaltbar – und damit ein Gegenstand von Zeitpolitik.

## VI.

Wenn dem so ist, dann scheint uns, um noch einmal auf Karl Valentin zurückzukommen, möglicherweise nicht nur unsere *positiv konnotierte* Zukunft verloren zu gehen, sondern, so würde ich behaupten, gerät mit dem Verlust

dieser positiven Konnotation zugleich das ganze Konstrukt ins Wanken, nämlich tatsächlich die Zukunft als solche.

Man kann nun geteilter Meinung sein, ob – wenn es denn so wäre – man sich über den Verlust des geltenden Zukunftskonstrukts der hoch entwickelten Gesellschaften freuen oder ihm nachtrauern sollte.

Einerseits lässt sich argumentieren, dass wir ja eigentlich schon viel zu viel von der Zukunft beherrscht werden, und zwar in dem Sinne, dass die Fixierung unserer Blickrichtung auf das, was morgen sein wird oder sein soll uns davon abhält, in angemessenem Umfang im Hier und Jetzt zu leben. Und werden zudem nicht durch zu viele viel zu weit reichende Planungen für zukünftige Entwicklungen zu viele alternative Zukünfte, die sich noch hätten entfalten können, verbaut? Sind nicht durch zu viele Festlegungen heute, die irreversibel sind, die Handlungsspielräume für zukünftige Generationen ohnehin viel zu klein geworden? Zukunftsforscher, zum Beispiel Robert Jungk, sprechen in diesem Zusammenhang auch von einer Kolonialisierung der Gegenwart durch die Zukunft.

Dagegen kann man einwenden, dass von langen Projektionen in die Zukunft und großer Weitsicht in der Realität ja nun kaum Rede sein kann, wenn man zum Beispiel an einen fehlenden Masterplan für die Energieversorgung in Deutschland denkt. Vielmehr würden sich Politik und Wirtschaft doch hauptsächlich von einem Event zum anderen hangeln, zumeist nur „auf Sicht fahren“, wie es so schön heißt, getrieben von den Ereignissen, darunter im Augenblick vor allem von der Entwicklung der Finanzmärkte. Man kann solchen Verlust von Zukunftsorientierungen bei kollektiven und individuellen Akteuren auch als einen zunehmenden Kontrollverlust der hoch entwickelten Länder über ihre eigenen Existenzbedingungen charakterisieren. Denn das, was diese ihrem Selbstverständnis nach eigentlich sein wollen, die Herren der Zeit und somit auch die Beherrscher ihrer eigenen Zukunft, scheint zunehmend verloren zu gehen.

Ob wir uns also vor dem Verlust des überkommenen Zukunftsverständnisses fürchten müssen oder nicht und ob es nicht alternative Möglichkeiten der zeitlichen Fernorientierung für Individuum und Gesellschaft gibt, die möglicherweise besser in eine neue Welt passen – das wäre eine der Fragen, die wir auf dieser Tagung diskutieren sollten.

## VII.

„Unsere Kinder sollen es einmal besser haben“ – das war eine der Leitformeln meiner Elterngeneration, die nach dem Chaos des Krieges viel Mühe und

Arbeit in ihrem Leben auf sich genommen haben, nicht nur um ihr persönliches Wohlbefinden zu verbessern, sondern um über die eigene Person hinaus ihren Nachkommen eine bessere Zukunft als die eigene zu ermöglichen.

Bezogen auf die gesamte Gesellschaft hatte die Zukunft damals noch einen Namen: Fortschritt. Fortschritt war zum Beispiel das, was die SPD und die Gewerkschaften vertraten, wenn sie von besseren sozialen Verhältnissen sprachen, von Urlaub und freiem Wochenende oder besseren Bildungschancen für alle. Der Fortschritt war das im kollektiven Bewusstsein nicht nur der Arbeiterbewegungen, sondern aller Schichten präsen- te Versprechen, dass die Entwicklung der Gesellschaft als ganze einem Plan hin zum Besseren und Höheren folge. Ludwig Erhardts Slogan „Wohlstand für alle“ war Programm nun auch für die bürgerlichen Parteien.

Die Vorstellung von einem „Wohlstand der Nation“ lässt sich bekanntlich weit zurück bis hin zu Adam Smith verfolgen, vor allem die Theorie über die Grundlagen, die notwendig waren, um diesen Wohlstand auch für breitere Schichten zu erzeugen. Seit dem 18ten Jahrhundert wurde die Hoffnung auf Wohlstand an eine vermeintlich vorhersehbare Entwicklung der Produktionstechnologien des Verkehrswesens und allgemein des technischen Fortschritts geknüpft, wofür unter anderem Dampfmaschine und Eisenbahn standen, aber auch an die Veränderung der ökonomischen Rahmenbedingungen in Richtung einer allgegenwärtigen Dominanz von Marktbeziehungen in der Wirtschaft.

Jedoch beinhaltete „der Fortschritt“, auf den sich dann im 19ten Jahrhundert die sozialen Bewegungen und sozialen Utopisten beriefen, noch weit mehr als die pragmatische Überwindung von Hunger, Armut, Krankheit und inhumanen Arbeitsbedingungen. Die sozialen Bewegungen stützten sich auf einen philosophischen Entwurf, der bis zu den Ideen der Aufklärung zurückreichte. Die französischen Aufklärer, und nicht nur die, postulierten eine systematische Entwicklung der Menschheit zum Höheren, gleichsam von einem Naturzustand des Menschen hin zu seiner immer weiteren Vervollkommnung, zu einem von Kultur bestimmten Wesen. So stand „der Fortschritt“ gewissermaßen für den heimlichen Plan der Geschichte der Menschheit und damit zugleich auch für deren eigentlichen Sinn. Lucian Hölscher wird dies in seinem anschließenden Beitrag weiter vertiefen.

Wo also finden wir das Bessere? Dass das Bessere, das der Fortschritt hervorbrachte, in der *Zukunft* liegen müsse, erscheint uns heute manchmal gar nicht mehr so selbstverständlich wie einst noch der Generation unserer Eltern und Großeltern. Oder denken wir junge Generation und ihre



bedrückenden Perspektiven in Griechenland und anderen krisengeschüttelten EU-Ländern. Damit vollzieht sich dort und für bestimmte depravierte Teilgruppen auch bei uns ein epochaler Perspektivwechsel – vielleicht nicht unähnlich dem für breite Bevölkerungsschichten zur Zeit der Weimarer Republik. Wie auch immer: Wir stehen in einer langen geschichtlichen Kontinuität der Reflexionen über den *Ort des Besseren*, auch wenn dieser Ort mal in dieser, mal in jener Richtung liegt: Erst relativ spät in der Kultur- und Geistesgeschichte des Westens reifte die Idee, das Bessere in der *voraus liegenden* Zeit – also in der Zukunft – zu suchen.

In der Antike dagegen lag das Bessere, wenn überhaupt anderswo als in der Gegenwart, dann in der Vergangenheit. Die Mythologie oder Große Erzählung vom Goldenen Zeitalter, das erstmals in der griechischen Antike im 7/8ten Jahrhundert vor Christus auftaucht, so bei Hesiod, und sich dann weit bis in die römische Antike fortpflanzt, so bei Vergil, geht von einem wohl geordneten, idealen Urzustand aus, von dem her sich die Welt Schritt für Schritt zum Schlechteren hin entwickelt habe.

U-Topie heißt übersetzt bekanntlich „ohne Ort“, und tatsächlich waren die ersten Utopien Erzählungen ohne Ort, an dem die radikal andere Welt angesiedelt worden war, jedenfalls ohne begehbaren Ort. In den frühen Utopien, so bei Thomas Morus, war die andere Welt bestenfalls auf einer Insel im weiten Meer zu finden, unerreichbar für den Leser des Textes. Sie existierte also gleichzeitig zu der realen, schlechteren Welt und somit bestand ein großer Reiz, sie doch irgendwie ausfindig zu machen. Damit zeichneten sich die frühen Utopien zugleich auch als U-Chronien aus, die auch deshalb zeitlos waren, weil sich der in der Schilderung beschriebene Zustand nicht fortentwickeln, sondern nur in einer Endlosschleife beständig reproduzieren konnte.

Die Mächtigen jener Epoche ahnten dennoch, dass es sich bei der gleichmacherischen Vision von einer in – relativer – Freiheit, Gerechtigkeit und Wohlstand lebenden Gesellschaft in Wahrheit nicht mehr um ein zeit- und ortloses Märchen handelte, sondern um eine politische Provokation. Ganz offen vertraten Jahrhunderte später soziale Utopisten wie Robert Owen tiefgreifende politische und wirtschaftliche Veränderungen, indem sie ihre andere Welt nicht mehr in einer Nicht-Zeit verorteten, sondern in einer Noch-Nicht-Zeit: In einer Zeit, die noch kommen würde. Im Französischen weist der Begriff Zukunft deutlicher auf diese Zusammenhänge hin: „Avenir“, Ankunft, das heißt die Ankunft dessen, was noch nicht gewesen ist. Auch hierüber wird Lucian Hölscher ausführlicher sprechen.

## VIII.

Unser Verständnis von Zukunft ist also untrennbar mit der Geschichte des Fortschritts und der Utopien verknüpft und in diesem Sinne mit der Hoffnung auf eine bessere Welt. Erst der Aufbruch in die Moderne löste das mittelalterliche zyklische Weltbild ab und machte gewissermaßen aus dem Kreis als zentralem Deutungsmuster des Weltverlaufs eine Strecke, das heißt ein einheitliches Muster, das es erlaubte, Zeit auf einer Linie statt auf einem Kreis zu denken. Und dazu noch auf einer Strecke, die nach vorn hin offen war. Die gedankliche Ermöglichung von Veränderbarkeit stellte die Basis dar nicht nur für die positiven Utopien von einem besseren Leben, sondern, wie Reinhard Koselleck gezeigt hat, auch für eine neue Konzeption von Zeitlichkeit. Sie schuf damit die Grundlagen für die Große Erzählung von einem Koordinatensystem der Dreigliederung der zeitlichen Beschaffenheit unserer menschlichen Existenz in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die linear und mit einer unumkehrbaren Richtung aufeinander bezogen sind, wobei die Zukunft zudem „nach vorne hin“ nicht limitiert ist.

Das bedeutet, dass wenn diese meliorative Perspektive der Zukunft, wodurch auch immer, verloren geht, auch das Konstrukt Zukunft als solches in seinem Bestand gefährdet ist. Das könnte bedeuten, dass Zukunft als soziales Konstrukt nur so lange existiert, wie gesellschaftliche Akteure – Individuen ebenso wie Kollektive – sich in ihrem Handeln an dem zeitlichen Leitstrahl „Zukunft“ orientieren und Zukunft die prioritäre Orientierungsrichtung der Gesellschaft darstellt.

## IX.

Man kann diese Einsicht auch so verstehen, dass Zukunft als soziales Konstrukt nur dann und solange existiert, wie sie gleichsam ein gewisses Ausmaß an kontinuierlicher „sozialer Energiezufuhr“ durch das – zukunftsbezogene – Handeln individueller und kollektiver Akteure erfährt.

Wenn aber die Zukunft auf ständige soziale Energiezufuhr durch menschliche Akteure angewiesen ist, um Bestand zu haben, wirft das die Frage auf, von wem und von woher diese Energie kommen sollte. Wo also ist der Ort bzw. sind die Orte, von denen aus, anders ausgedrückt, der entropisch bedingten Tendenz zum Zerfall der Zukunft entgegengewirkt werden kann?

Es lassen sich diesbezüglich unterschiedliche Aktionszentren postulieren, die bildlich gesprochen die Zukunft durch ihre Energiezufuhr kontinuierlich unterstützen und am Leben erhalten. Ich möchte hier vier gesellschaftliche Teilsysteme unterscheiden, von denen aus die Existenz eines

institutionalisierten gesellschaftlichen Orientierungssystems „Zukunft“ unterstützt wird. Ich nenne sie Topoi, Orte:

- Da wären erstens auf Zukunft hin handelnde natürliche Personen
- Da wären zweitens auf Zukunft hin handelnde kollektive Akteure wie private oder staatliche bzw. politische Organisationen, zum Beispiel Unternehmen, Gewerkschaften, Kirchen, Verbände oder Regierungen.
- Drittens können aber auch Institutionen allein durch ihre Beschaffenheit Energien für den Erhalt bzw. gegen die Erosion des Konstrukts Zukunft mobilisieren, wie etwa der Markt oder das Kapital. Und nicht zuletzt ist es
- viertens das kollektive Bewusstsein einer Gesellschaft bzw. eines Kulturkreises, das die Große Erzählung Zukunft durch *Reflektion* über dieses Konstrukt stabilisiert, unter anderem in der philosophischen Rede, in der Politik („wir machen Dienst nach Fortschritt“) oder in der Literatur. Aber auch die politischen oder ökonomischen Wissenschaften, Theologie, bildende Kunst und Musik können Energie für den Erhalt des Konstrukts Zukunft mobilisieren.

Alle vier Topoi tragen also in ihrer spezifischen Form – man kann bildlich auch sagen: gemäß ihres spezifischen Auftrags – zum Bestand des Konstrukts Zukunft. Oder aber umgekehrt, wenn sie die nötige Energie nicht aufbringen, zu ihrer Erosion. So, wenn innerhalb ihres Einflussbereiches Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Konstrukts Zukunft aufkommen, weil es im Hinblick auf bestimmte, ihm zugewiesene Funktionen plötzlich suboptimal erscheint: Zum Beispiel wenn sich herausstellt, dass bestimmte Formen der Zukunftsorientierung der Akteure – Individuen oder Organisationen – unverträgliche Belastungen der Umwelt zur Folge haben. Ich werde gleich noch einmal darauf zurückkommen.

Man könnte nun noch sehr viel zur weiteren Differenzierung dieses Ansatzes sagen, den ich hier nur ganz kurz angedeutet habe um zu zeigen, dass man das Thema Zukunft durchaus auf die Ebene handelnder Akteure herunter brechen kann. Man verfügte damit über einen Ansatz, Zukunft zum Gegenstand zeitpolitischer Reflexionen zu machen.

Ich möchte den Ansatz noch kurz am Beispiel „Kapital“, das ich dem Topos „Institutionen“ zurechnen würde, weiter erläutern. Wie man weiß, ist das Kapital eine Institution, die ganz und gar auf Zukunft ausgerichtet ist. Denn das Prinzip der Investition zielt darauf ab, durch den kalkulierten Einsatz der Ressource Geld zum heutigen Zeitpunkt einen Mehrbetrag zu einem späteren Zeitpunkt zu erwirtschaften. Der Konnex von Gegenwart und Zukunft ist somit

konstitutiv für das Kapital – ohne diese Zeitspanne wäre die Institution „Kapital“ nicht denkbar. Bis ins späte Mittelalter schien es ja so, als sei es die Zeit selbst, die den Mehrwert produzieren würde, weshalb etwa die Kirche die Kapitalwirtschaft und darin als die Spitze des Eisberges, die Zinswirtschaft zurückwies und für sündig erklärte mit dem Argument, dass der Mensch sich nicht gewissermaßen trickreich und ohne Gegenleistung an einer Gabe Gottes – der Zeit – bereichern dürfe. Wie auch immer trägt das kapitalistische Denken als wesentliches Charakteristikum der Moderne von Beginn an das Futur, das heißt die Referenzbasis der Zukunft als *conditio sine qua non* in sich.

Auf der konkreteren Akteursebene, dem Topos der Organisationen, sind es dann Unternehmen, die auf Basis dieser institutionellen Voraussetzungen von Markt und Kapital die dahinter stehenden Maximen in der Praxis verfolgen, indem sie betriebliche Investitionen tätigen, Beschäftigte einstellen, Fonds managen oder neue Automodelle für die Zukunft entwerfen. Als leibhaftiger Akteur tritt das Individuum auf, das sich als ArbeitnehmerIn, im Rahmen der eigenen Familienplanung, als BauherrIn und KreditnehmerIn oder mit seinen alltäglichen Konsumentscheidungen mehr oder weniger bewusst auf dem Leitstrahl seiner persönlichen Lebensplanung „in die Zukunft hinein“ bewegt.

Und schließlich gibt es da noch die Sinnsysteme einer Gesellschaft, zum Beispiel die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, die über die Optimierung des Ressourceneinsatzes oder über die Chancengleichheit in der Schule publizieren und damit, ohne es zu bemerken, zumeist einer positiv konnotierten Zukunft den Rücken stärken. Dagegen erklärt uns die so genannte schöne Literatur hin und wieder, warum wir eher keine Aussichten auf eine gute Zukunft haben. Oder aber wir kaufen uns Zeiratgeber, die uns nach dem Motto „Kopf hoch Baby“ im Gegensatz dazu empfehlen, optimistisch „nach vorn“ zu schauen und behaupten, dass ein gutes persönliches Zeitregime erheblich dazu beitragen kann, die überbordenden Ansprüche aus unser Arbeits- und Lebenswelt auch ohne Burnout zu bewältigen. Ohne diese ideellen Grundlagen eines wenn man so will komplexen Zukunftsüberbaus der (post-)modernen Gesellschaft würde der Zukunft viel von der sozialen Energie fehlen, die sie benötigt, um gegen den Ansturm der ganz normalen Entropietendenz bestehen zu können, der nach einer physikalischen Grundregel jedes Ding in dieser Welt ausgesetzt ist, so auch jedes soziale Konstrukt.

X.

Wo so viel von Verlust die Rede war, stellt sich allerdings die Frage nach einem alternativen System zeitlicher Fernorientierung. Das betrifft zum einen den gewissermaßen quantitativen Aspekt einer sinnvollen Reichweite der zeitlichen Fernorientierung – wie weit sollen, dürfen, können wir denken und planen? Das betrifft aber auch – qualitativ – unsere zukünftige Art des Umgangs mit dem Morgen, mit der Unsicherheit, mit dem Risiko und generell mit dem, was, im Bild des Konstrukts Zukunft gesprochen, da morgen so alles auf uns zukommt.

Brauchen wir nicht (künftig) ein Konzept von zeitlicher Fernorientierung, das uns die Zukunft nicht zustellt, sondern das im Gegenteil Reversibilität als Option schon immer mit bedenkt? Etwa so, wie unter anderem der Philosoph Hans Jonas mit Blick auf die neuen Groß-Technologien und ihre nur begrenzte Beherrschbarkeit schon in den 1980er Jahren angemahnt hat. Und wenn ich die Piraten – und damit bin ich wieder bei der blumenbergschen Metapher von der Schiffsreise und den Schiffbrüchigen – richtig verstehe, steckt hinter ihrem Politikkonzept ebenfalls die Vorstellung einer größeren Offenheit im Umgang mit Zukünftigem – möglicherweise in Form eines zieloffenen Opportunismus auf Basis der Logik der Schwarmintelligenz. Die von ihnen propagierte bewusst unprogrammatische Vorgehensweise kommt weithin ohne die Form der klassischen Utopie aus, vielmehr scheint sie sich auf der Grundlage von Verfahrensregeln fortbewegen zu wollen, Verfahrensregeln wie denen der möglichst großen Transparenz sowie möglichst großer Beteiligung ihrer Mitglieder und aller Bürgerinnen und Bürger zu Einzelfragen der Politik. Allerdings fragt sich, ob auf diese Weise der Anforderung der Reversibilität tatsächlich entsprochen werden kann.

Schon seit Jahrzehnten zeichnen sich in den populären ökologischen Leitbildern wie der Zukunftsfähigkeit oder der Nachhaltigkeit neben einer sachlichen Alternative zugleich Ansätze einer alternativen zeitlichen Fernorientierung ab. Die Grundidee von Nachhaltigkeit und Zukunftsfähigkeit besteht bekanntlich darin, „den Kreis wieder zu schließen“: Dem Modell der Linie, für das die offene Zukunft des Industrialismus steht, wird nun – im Anschluss an vormoderne Konzeptionen – das Bild des Kreises entgegengesetzt, innerhalb dessen sich eine Sache gleichsam auf den Anfang hin zurückzubewegen hat. Selbstreproduktivität bedeutet, dass ein System aus sich selbst heraus bestehen, seine eigenen Bestandvoraussetzungen immer wieder herstellen kann, ohne dabei auf Kosten anderer Systeme zu leben. Und – in unserem Zusammenhang ist das von größter Bedeutung – auch nicht dadurch existieren soll, dass es seine Probleme, einmal sehr pauschal ausgedrückt, in die Zukunft hinein externalisiert. Die aktuelle Finanzkrise hat ja all diese Fragen, die wir lange aus ökologischen Debatten kannten, nun noch einmal in einem ganz anderen Kontext aufgeworfen.

Nachhaltigkeit und die damit verbundene Wiederbelebung des Kreisdenkens i. o. g. Sinne kann nun jedoch nicht bedeuten, dass jede Generation der jeweils nachfolgenden – auch nicht idealtypisch – die Welt gleichsam besenrein übergeben müsste. Denn auch eine alternative Form der Fernorientierung kann nicht die Tatsache übergehen, dass wir alle, als Individuen wie als kollektive Akteure, in einer Sukzession zu Vorangegangenen stehen, also mehr oder weniger gezwungen sind, zumindest in Teilbereichen die Loipen, die unsere Vorväter und -Mütter uns hinterlassen haben – beispielsweise Verkehrswege oder Bildungsinfrastruktur – als vorfindliche Spur der Vergangenheit zu akzeptieren. Wir stehen, bildlich gesprochen, alle „auf den Schultern von Riesen“ (Bernhard von Chartres 1120 n.Chr., auch Ovid) – das bedeutet in diesem Fall eine Pfadabhängigkeit in der Politik durch vorangegangene Entscheidungen oder Ereignisse, und zwar im Guten wie im Schlechten. Daher ist die Vorstellung, dass anzustreben sei, kommenden Generationen die Zukunft durch Entscheidungen oder Verhaltensweisen in der Gegenwart möglichst nicht zu verbauen, als Idee zwar nicht zu beanstanden, aber nur bedingt umsetzbar, auch was etwa den Ressourcenverbrauch betrifft. Auf der anderen Seite kann die jeweilige Höhe und Art des Ressourcenverbrauchs einer Generation nur dann als gerechtfertigt erscheinen, wenn diese zum einen dem Gebot der sparsamsten Verwendung nach dem jeweils gegebenen Stand der Technik entspricht und zum anderen das Prinzip der Reversibilität möglichst universell in allen Teilsystemen der Gesellschaft implementiert ist.

Wenn ich die Zukunftsforschung, die seit den 1970er Jahren in Deutschland an Bedeutung gewann, richtig verstehe, fokussiert sie genau auf diesen Aspekt und ist daher nicht zufällig auf großen Strecken mit der Frage nach der Schonung der Ressourcen, der Reinhaltung von Luft und Gewässern oder der Ernährung der Weltbevölkerung und der nachhaltigen Zukunft vieler anderer öffentlicher und privater Güter befasst gewesen, teilweise wohl auch darin aufgegangen. Sie hat sich aus gutem Grund also gewissermaßen auf die Inhalte von Zukünften kapriziert, soweit ich sehe kaum aber mit dem Konstrukt Zukunft als solchem befasst. Wir werden diesen Ansatz gleich kennenlernen.

Wir werden im Verlauf dieser Tagung darüber hinaus hören, ob und wenn ja welche Erosionsgefahren für das soziale Konstrukt Zukunft etwa durch den Verlust von Zukunftsperspektiven bei Jugendlichen wie auch bei den Mittelschichten bestehen. Denn die Erosion von Zukunftserwartungen bei den Menschen und Organisationen gebiert nicht automatisch neue, konstruktive Formen zeitlicher Fernorientierung, sondern kann, wie das Beispiel der Arbeitslosen von Marienthal paradigmatisch zeigt, auch erst einmal nur Verfall und Regression eines sozialen Kollektivs bedeuten, bis hinunter auf das Niveau vormoderner Gesellschaften – zum Beispiel, wie der Volksmund die Sache auf den Punkt bringt, wenn Menschen nur noch „in den Tag hinein

leben“. Wenn wir uns die neusten Arbeitslosenzahlen, vor allem bei Jugendlichen, in den südeuropäischen Ländern anschauen so wie die massiven Veränderungen von Strukturen und Einstellungen der Mittelschichten, verbunden mit einer nachhaltigen Perspektivlosigkeit, dann wird klar, dass dies keine herbei geredeten Horrorszenarien sind.

## XI.

Mein Versuch, einen Bogen über die Themen unserer Tagung zu spannen, sollte zum einen eine Ahnung davon geben, wie diese miteinander zusammenhängen und wo Ansatzpunkte bestehen, über Zeitpolitik Einfluss auf die Zukunft der Zukunft zu nehmen. Zum anderen war meine Absicht, wie man so schön sagt: Dekonstruktionsarbeit zu leisten und uns dazu anzuregen, die gewohnten Muster der Langzeitorientierung ein wenig zu hinterfragen. Vor allem die Selbstverständlichkeit, mit der wir meinen, jeden Tag einen neuen Schritt in die Zukunft zu gehen, von der wir zwar nicht wissen, was sie im Einzelnen bringt, aber doch immerhin zu wissen glauben, dass es sie (wirklich) gibt. Doch was, wenn die Zukunft nun tatsächlich nicht mehr das ist, was sie einmal war?

In diesem Fall bleibt ja erst einmal noch die Gegenwart. Ohne ihn zu einem großen Zeittheoretiker stilisieren zu wollen, fällt mir auch hierzu wieder eine Weisheit von Karl Valentin ein: „Heute ist die gute alte Zeit von morgen.“ Da mag er wohl recht haben. In diesem Sinne wünsche ich uns allen in der vor uns liegenden Zeit unseres Beisammenseins auf dieser Tagung, mit dem wir ja zugleich den 10ten Geburtstag unserer Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik feiern wollen, eine angenehme Gegenwart – eine Gegenwart, die uns dereinst als Teil einer guten, vergangenen Zeit erscheinen möge. Aber auch als die Zeit eines Aufbruchs zu neuen geistigen Abenteuern, hinein in eine ungewisse Zukunft der Zukunft.